GENDER OPEN REPOSITORIUM

Diskurstheoretische Perspektiven auf Behinderung, Geschlecht und Sexualität als mögliche Grundlage der Debatte über Inklusion. Ein Versuch

Kleiner, Bettina; Rieckmann, Torben; Zimpel, André

2016

https://doi.org/10.25595/2430

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleiner, Bettina; Rieckmann, Torben; Zimpel, André: *Diskurstheoretische Perspektiven auf Behinderung, Geschlecht und Sexualität als mögliche Grundlage der Debatte über Inklusion. Ein Versuch*, in: Budde, Jürgen; Offen, Susanne; Tervooren, Anja (Hrsg.): Das Geschlecht der Inklusion (Verlag Barbara Budrich, 2016), 55-74. DOI: https://doi.org/10.25595/2430.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Diskurstheoretische Perspektiven auf Behinderung, Geschlecht und Sexualität als mögliche Grundlage der Debatte über Inklusion. Ein Versuch

Bettina Kleiner, Torben Rieckmann und André Zimpel

Disability Studies und Queer Theory teilen nicht nur die Nähe zu politischen und Bürger*innenrechtsbewegungen und die Kritik an gesellschaftlichen Machtverhältnissen sowie damit einhergehenden Differenzierungen und Etikettierungen, die Menschen in oppositionale und hierarchische Gruppen einteilen. Beide stellen auch normative Ansätze dar, die die Forderung nach Ermöglichung von radikaler Pluralität und Abbau von gesellschaftlichen Macht- und Diskriminierungsverhältnissen transportieren.

Die Disability Studies wurden in den 1980er Jahren in Großbritannien und den USA begründet, und zwar maßgeblich durch ‚behinderte' Wissenschaftler*innen, die sich damit von Modellen der Behinderung abgrenz(t)en, mit denen eine Anpassung von Behinderten an die gesellschaftliche Normalität angestrebt wurde (vgl. Waldschmidt 2005: 9). Ein zentraler Begriff der Querschnittsdisziplin Disability Studies ist ‚Ableism' und damit das Hinterfragen der Norm von gesunden Körpern sowie der Dichotomie von Gesundheit und Behinderung. Waldschmidt führt zwei allgemeine Zielsetzungen der Disziplin auf: Zum einen beinhaltet sie eine Kritik an einem klinischen Blick und konzipiert Behinderung als zur Vielfalt menschlichen Lebens gehörig. Damit schaffen die Disability Studies gleichzeitig ein Gegengewicht sowohl zum medizinisch-therapeutischen als auch zum pädagogisch-fördernden Paradigma (ebd.: 13). Zum anderen wird Behinderung in den Mittelpunkt eines interdisziplinären Forschungsparadigmas gestellt.

Der Entstehungszusammenhang der Queer Studies ist in den USA der 1980er Jahre zu verorten und wurde ebenfalls maßgeblich von politischen Bewegungen beeinflusst: vor allem durch kritische LGBT[1]-Zusammenhänge, deren Mitglieder sich nicht in das Korsett heterosexueller Lebensformen binärer Geschlechterzuordnungen begeben wollten und gegen spezifische sexuelle Normen aufbegehrten (vgl. dazu ausführlicher Degele 2005: 15f.). Einen zentralen Forschungsschwerpunkt der Queer Studies stellt die Untersuchung der Verbindung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als sozialen, institutionellen und politischen Ordnungsprinzipien dar. Als bedeutendes Ziel der Queer Studies kann beschrieben werden, dass sie Genese und Wirkungsmacht von Normalität und Normalisierungsprozessen (in Verbin-

1 Das aus dem Englischen stammende Akronym beschreibt lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und inter*geschlechtliche sowie sich als *queer* oder *questioning* verortende Menschen.

dung mit Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sowie damit verschränkten Differenzlinien) durch Institutionen und Regelungen rekonstruieren (vgl. Degele 2005: 17; Hark 2009: 319ff).

Vor allem im Rahmen US-amerikanischer Debatten sind systematisch Schnittmengen zwischen Queer Theory und Disability Studies herausgearbeitet worden (McRuer 2003a; McRuer & Mollow 2012; Tremain 2000). Das Anliegen des vorliegenden Aufsatzes ist es nun, auf der Grundlage eines Kurzfilms solche Verbindungen zwischen Queer Theory und Disability Studies aufzuzeigen und die Frage zu erörtern, wie sie sich zum Programm ‚Inklusion' verhalten. In dem hier behandelten Film werden, so unsere Interpretation, das Verhältnis von begrenzenden Geschlechternormen, lebbaren Entwürfen von Geschlecht(erperformance) und Begehren, gesellschaftlichen Bedingungen und Techniken von ‚Behinderung' und damit verbundene subjektive Handlungsmöglichkeiten thematisiert. So wie die beiden Disziplinen Disability Studies und Queer Studies in Verbindung mit Debatten sozialer Bewegungen entstanden sind, stehen auch die beiden Protagonist*innen für eine solche Verbindung von Theorie und Aktivismus: Judith Butler für den Bereich der politischen Theorie, Geschlechtertheorie und -politik und Sunaura Taylor für die theoretische Auseinandersetzung mit ‚Ableism', einem sozialen Modell von Disability und zugleich dem politischen Engagement für die Rechte von Menschen mit Behinderung. Dass diese beiden Personen im Mittelpunkt stehen, verweist auf einen Perspektivenwechsel, der auch Queer und Disability Studies zu eigen ist. Weniger die Perspektive *auf* LGBTQI*Personen und *auf* behinderte Menschen steht dort im Mittelpunkt, als vielmehr ihr eigenes Erleben von Handlungsmöglichkeiten und Begrenzungen bzw. eine dezentrierte Perspektive auf ‚Behinderung' und ‚Geschlechternormen' (vgl. dazu auch Waldschmidt & Schneider 2007a: 13). Dieser Perspektivenwechsel ließe sich beschreiben als Blick von der Peripherie aufs Zentrum, womit unsichtbare Prämissen von (Normalitäts-)Konzepten sowie begrenzende Bedingungen und Privilegien sichtbar gemacht werden sollen.

Solche Anschlussstellen greifen wir – selbst Wissenschaftler*innen im Feld der Behindertenpädagogik und der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung – auf, um in einem Dialog Implikationen für Inklusion herauszuarbeiten. Das Ergebnis dieses Dialogs geht insofern über das Programm der Inklusion hinaus, als es sich nicht mit einer „sozialtechnischen Befriedung" (Zimpel 1995: 304–305) durch Gewährung von Partizipation Einzelner um den immensen Preis der Anpassung an ein durch Noten strukturiertes schulisches Normalitätskontinuum und der Erbringung individueller Leistungen unter den Bedingungen von Konkurrenz und Wettbewerb begnügt; vielmehr plädieren wir im Anschluss an Butler für ein anderes Verständnis von Subjektivität, (Handlungs-)Befähigung und Sozialität und damit für veränderte Prämissen des Nachdenkens über Inklusion.

Dieses Verständnis erfordert eine selbstreferente Form der Darstellung. Wir wählten die Form eines *Dialogue Journals*, dessen Bedeutung für die Disability Studies wissenschaftlich bereits für den Dialog zwischen Hörenden und Gehörlosen belegt ist: „Results suggest that for some young deaf writers an exchange of dialogue journals with hearing peers can both improve the writing skills of the deaf writer and develop a relationship between the correspondents" (Kluwin & Blumenthal Kelly 1991: 284). Das Dialogue-Journal-Projekt der Gallaudet University (Washington, DC) entwickelte diese Form des dialogischen Schreibens, um gehörlosen Studierenden einen sinnvollen Zugang zur Schriftsprache zu ermöglichen, ohne die Prinzipien der Laut-Buchstaben-Zuordnung zu betonen (Bailes, Searls, Slobodzian & Staton 1986).

1. *Examined Life* von Astra Taylor

Der im folgenden Text beschriebene Kurzfilm der Künstlerin Astra Taylor stammt aus einer Kompilation von zehn kurzen Dokumentarfilmen, in deren Mittelpunkt Spaziergänge und Gedanken zeitgenössischer Philosoph*innen stehen (Taylor 2008). Im Mittelpunkt des hier besprochenen 10-minütigen Kurzfilms steht ein gemeinsamer Spaziergang Judith Butlers mit Sunaura Taylor durch ein Stadtviertel von San Francisco. Während Butler und Taylor an einem sonnigen Tag durch belebte Straßen und kleine Gassen des Mission Distrikt flanieren, entwickelt sich zwischen ihnen eine angeregte Unterhaltung. Der Film und das darin inszenierte Gespräch werden im Folgenden in drei thematischen Abschnitten beschrieben und diskutiert.

1.1. Diskurse, Normen und Normalisierung als zentrale Bezüge sozial- und diskurstheoretisch informierter Perspektiven auf Behinderung und Geschlecht/Sexualität

"I think that Gender and Disability converge in a whole lot of different ways. But one thing that both movements do is get us rethink what the body can do." (Judith Butler im Gespräch mit Sunaura Taylor)

*Der Film beginnt mit verschiedenen kurzen Szenen: Fahrradfahrer*innen, Fußgänger*innen, Autos, Kinderwagen und Skateboards werden in kurzen Schnitten gezeigt und eher beiläufig fängt die Kamera dazwischen Sunaura Taylor ein, die gefolgt von Judith Butler in einem Elektro-Rollstuhl zügig eine Straße überquert. Die Szenen werden von einer ruhigen und klassisch*

anmutenden Melodie untermalt, die die bewegten Szenen gleichermaßen kontrastiert und unterstreicht.

Das aufmerksame, zugewandte Gespräch zwischen Butler und Taylor beginnt mit einer längeren Einstellung, in der sie in einer kleinen Straße Graffiti-besprühte Wände passieren. Taylor erwidert auf Butlers Frage „Which environments make it possible for you to take a walk", dass sie wegen der relativen Zugänglichkeit der Stadt nach San Francisco gezogen sei – die wenigen Barrieren in San Francisco ermöglichten, dass Menschen mit motorischen Beeinträchtigungen unterwegs und sichtbar seien, was zu einer gewissen Normalität der Sichtbarkeit von behinderten Menschen führe. Der physische Zugang, so Taylor, ziehe den sozialen nach sich. Jedoch unterlägen Bewegungen auch immer Normen: So führt Taylor an, dass sie im Grunde im Coffeeshop den Becher auch mit dem Mund aufnehmen und zum Tisch tragen könne, dass dieser nicht erwartungsgemäße Einsatz von Körperteilen aber auch irritiere.

*Dass Behinderung ein politisches Thema sei, so Taylor, sei für sie eine bedeutende Einsicht gewesen, zu der sie vor allem anlässlich ihrer Entdeckung des sozialen Modells von Behinderung gekommen sei. Dieses ermöglicht eine veränderte Selbstkonzeption: Zwar führe ihre Erkrankung, die, wie Sunaura Taylor in einer distanzierenden Geste anführt, von der Medizin als Arthrogryposis (eine angeborene Versteifung der Gelenke) etikettiert wird, zu gewissen motorischen Einschränkungen, jedoch sei die mit solchen Einschränkungen einhergehende Behinderung und Diskriminierung gesellschaftlich produziert. Die Kamera geht den beiden Protagonist*innen in diesen Szenen quasi voraus und richtet sich perspektivisch frontal auf sie, mit gelegentlichen Zooms auf ihre Gesichter. Die Kameraschwenks auf die Straßen, der herumliegende Müll, gehende Füße, herumliegende Schuhe und Häuserfronten erzeugen bei den Zuschauer*innen das Gefühl, einer ganz alltäglichen Situation beizuwohnen: Butler nimmt einen herumliegenden Schuh zum Anlass, um über Techniken des Spazierengehens nachzudenken, die allen Menschen zueigen sind – unabhängig von ihren Arten, sich fortzubewegen.*

BK: Das soziale Modell der Behinderung und die damit einhergehende konzeptuelle Trennung von medizinisch oder psychologisch diagnostizierbarer Beeinträchtigung und der daraus resultierenden sozialen Benachteiligung ist ein Fundament der Disability Studies (vgl. Waldschmidt 2007: 57). Allerdings betont Anne Waldschmidt schon in einer früheren Publikation, dass das soziale Modell von Behinderung durch andere Ansätze, wie etwa das kulturelle Modell von Behinderung, ergänzt werden sollte, weil es spezifische Grenzen aufweise. So transportiert die Unterscheidung zwischen körperlicher Schädigung und gesellschaftlicher Behinderung einen essentialistischen

Kern, weil sie die Dichotomie Natur/Kultur fortschreibe [2] (Waldschmidt 2005: 21, 23 & 28). Dabei werde nicht genügend reflektiert, dass auch medizinische Kategorien eine Geschichte haben und Behinderungen folglich ebenfalls gesellschaftlich hervorgebracht werden (ebd.: 22). Darüber hinaus fehle dem sozialen Modell von Behinderung ein affirmatives Verständnis von behinderten Körpern (ebd.: 24). Dem ersten Kritikpunkt (Fortschreiben der Dichotomie von Natur und Kultur) begegnet Anja Tervoorens Vorschlag, das Konzept des ‚verletzlichen Körpers' zur Grundlage einer pädagogischen Anthropologie zu machen. Mit diesem Konzept kann eine Dichotomie zwischen Behinderung und Nicht-Behinderung in Frage gestellt und perspektivisch eine Auffassung von Differenz entwickelt werden, die dem Allgemeinen inhärent ist (Tervooren 2002: 42). Darüber hinaus wird mit Tervoorens Überlegungen zum „verletzlichen Körper" darauf aufmerksam gemacht, dass Menschen grundsätzlich nicht als unabhängig zu verstehen, sondern Zeit ihres Lebens aufeinander verwiesen sind.

Auch das für die Disability Studies zentrale Konzept des ‚Ableism' stellt „die vermeintliche Normalität einer individualisierten Zurechnung von Fähigkeiten grundlegend in Frage" (Meißner 2015: 1). Bezogen auf diese Kritik an zumeist nicht hinterfragten Normalitätsvorstellungen und Normen (z. B. bezogen auf Gesundheit) zeigt sich eine Verbindung zu dem für die Queer Theory zentralen Begriff der Heteronormativität: Mit Heteronormativität werden Naturalisierung und Privilegierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit beschrieben und in Frage gestellt (vgl. Wagenknecht 2007: 17). Kritisiert werden mit beiden disziplinären Begriffen dichotome Konstruktionen von z. B. ‚Behinderung' oder ‚Trans*Geschlechtlichkeit' über jeweils definierende Gegenbegriffe ‚Befähigung' oder ‚Cis*Geschlechtlichkeit'[3]; denn solche dichotomen Klassifikationen beruhen auf Normen und Ausschlüssen und liegen auch Diagnosen zugrunde. Erst der „klinische Blick" konstituiere, so Anne Waldschmidt und Werner Schneider (2007b: 9), Phänomene als medizinische und pädagogische Probleme und legitimiere entsprechende Interventionen. Diese zielten auf Linderung und Anpassung an eine an Gesundheit, Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit orientierten Gesellschaft.

In der Perspektive von Queer Theory und Disability Studies stehen folgende Fragen im Mittelpunkt: Welche Normen und Ordnungen regulieren die

2 Dieser Kritikpunkt korrespondiert mit einer dekonstruktivistischen Kritik an der sex/gender Unterscheidung: Analog zur Kritik an der Unterscheidung von körperlicher Beeinträchtigung und gesellschaftlicher Behinderung wird auch dem sozialkonstruktivistischen Konzept von sex (biologisches Geschlecht) und gender (soziales Geschlecht) vorgeworfen, ein essentialistisches Verständnis von Geschlecht fortzuschreiben (vgl. Butler 1997: 24ff.).

3 Das Präfix ‚cis-' ist aus dem Lateinischen hergeleitet und bedeutet *diesseits* - im Gegensatz zu ‚trans' *jenseits*. Cis*genderung oder Cis*Geschlechtlichkeit beschreibt eine Selbstwahrnehmung oder Geschlechtsidentität, die mit dem zugewiesenen Geburtsgeschlecht übereinstimmt (vgl. Huch & Lücke 2015: 280).

Konstitution von bestimmten Subjekten? Wie werden (z. B. im Zuge von Körperpraktiken) solche Normen aufgegriffen, wiederholt und verschoben? Auf welche Weise und mit welchen Effekten konstituieren sich kontextuell Normalität und Abweichung (vgl. Raab 2007: 127; Waldschmidt & Schneider 2007a: 9)?

Im Zusammenhang mit diskurstheoretischen Überlegungen, die Machtverhältnisse und Aussagesysteme fokussieren, ist hervorzuheben, dass gesellschaftliche Normen, wie etwa die der Gesundheit oder Zweigeschlechtlichkeit nicht nur soziale und diskursive Praktiken regulieren, sondern auch in Architektur und dingliche Arrangements eingelassen sind. Die abgesenkten Bürgersteige im Dokumentarfilm ermöglichen eine Normalisierung von gehbehinderten Menschen, wo ansonsten Alltagsgegenstände „einen Normkörper als Bezugsgröße inkorporiert [haben], nach dem sie konzipiert und konstruiert werden" (Gugutzer & Schneider 2007: 40). Treppen, Schwellen, die Breite von Türrahmen, die Höhe von Spülen und Lichtschaltern, so Gugutzer und Schneider, seien in der Regel auf voll funktionsfähige Normkörper abgestimmt, nicht aber auf geh-, seh-, greif- oder hörbehinderte Menschen. Solche dinglich-technischen Arrangements zwingen nicht norm-konforme Körper zur mindestens situativen Abwandlung von Körperroutinen und benachteiligen sie dadurch – stärker noch im öffentlichen als im privaten Raum (ebd.: 41). Am Beispiel von in der Regel für Frauen/Mädchen und Männer/Jungen ausgewiesenen Toiletten und Umkleideräumen, in die nur Einlass findet, wer in der Zweigeschlechterordnung durchgeht, lässt sich dies auch auf Geschlecht übertragen. So zeigen verschiedene Untersuchungen, dass solche Räume Personen, deren Genderperformance als uneindeutig wahrgenommen wird und solche, die sich als trans*geschlechtlich bzw. nicht als Mädchen oder Junge identifizieren, vor Herausforderungen stellen und die Wahrscheinlichkeit von Übergriffen stark erhöhen (Fuchs, Ghattas, Reinert & Widmann 2012; Focks 2014; Kleiner 2015). Der Abbau von Barrieren, z. B. in der Form, dass Toiletten nicht für Männer und Frauen, sondern für verschiedene Bedürfnisse konzipiert werden (Toiletten zum Sitzen, Stehen und mit Hilfsvorrichtung für Menschen mit motorischen Einschränkungen), würde folglich im Zuge des Alltagshandelns zum Um- und Verlernen von Normalitätsvorstellungen beitragen. Umlernen verstehe ich dabei im Anschluss an Norbert Rickens Überlegungen zu Negativität und Erfahrung als Veränderung des Verhältnisses zur Welt und als Erfahrung im Sinne der neuen Erfahrung, dass wir „Dinge bisher nicht richtig gesehen haben" (Ricken 2005: 108).

AZ: Wenn Michel Foucault schreibt: „Eine Sexualität hat man seit dem 18. Jahrhundert, seit dem 19. ein Geschlecht" (1978: 145), dann spielt er damit auf das von ihm untersuchte Sexualitätsdispositiv an. Er versteht darunter ein heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturale Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen,

wissenschaftliche Aussagen usw. umfasst, die eine bestimmte Form von Macht-Wissen generieren (ebd.: 119). Ein Dispositiv der Macht ist ein semantisches Netz zwischen heterogenen Elementen, die institutionelle Programme aber auch pragmatische Rechtfertigungen erlauben und maskieren (ebd.: 120).

Auch der gemeinsame Spaziergang von Butler und Taylor thematisiert und illustriert die Bedeutung des „aufrechten Ganges" als so ein Dispositiv der Macht. Wir kennen alle aus Schulbüchern die Darstellung eines Affen, dessen Gang auf dem Wege zur Menschwerdung allmählich immer aufrechter wird. Taylor sagt in einer Filmszene : „I'm just remembering, when I was little, when I did walk, when I would walk places, I would be told, that I walked like a monkey". Diese Zuschreibung und Abwertung, die auf die Norm des aufrechten menschlichen Gangs anspielt und auf Evolutionstheorien rekurriert, spiegelt sich auch in der historischen Sicht auf Behinderung des österreichischen Kinderarztes und Heilpädagogen Karl König wider. König wies dem aufrechten Gehen eine zentrale Bedeutung „für die gesamte Seelenentfaltung des Menschen" zu:

„Fehlt es, dann fehlt auch die Kontrolle der Gefühle und Stimmungen; es fehlt der bewusste Gebrauch der Erinnerungsfähigkeit, und es kommt nicht zur Trennung zwischen Selbst und Welt. (..) Der Weg zur Schule ist in Wahrheit nur den Kindern offen, die aufrecht gehend diesen Weg beschreiten können" (König 1989: 20).

Diese Ansicht war seinerzeit sogar fortschrittlich, weil König im Down-Syndrom keine vererbte Intelligenzschwäche sah (1959: 194). Über den Dreischritt „Gehen-Sprechen-Denken" erklärte er Lernschwierigkeiten von Menschen mit einer Trisomie 21 mit ihren Schwierigkeiten beim Erlernen des aufrechten Ganges. Gerade weil das für heutige Ohren äußerst spekulativ klingt, zeigt sich darin die Willkürlichkeit von Diskursen, die von einem Dispositiv der Macht beeinflusst sind. Dies gilt im gleichen Maße für das Sexualitätsdispositiv:

„In den USA gibt es (..) ein ausgesprochen wichtiges diagnostisches Handbuch: Es heißt DSM (Diagnostic and Statistical Manual) und erscheint immer wieder in neuen Auflagen. Bis vor wenigen Jahren wies dieses Buch auf eine Krankheit hin, die Homosexualität genannt wird. Als eine weitere revidierte Ausgabe erschien, da hat man sich nach vielen Kämpfen entschlossen, die Homosexualität nicht mehr als eine Krankheit zu klassifizieren. Und mit dieser Entscheidung wurden Millionen von Menschen auf einen Schlag geheilt" (Foerster & Pörksen 1998: 76).

Dabei geht es um die Gedankenlosigkeit mit der Personen urteilen, ohne zu bemerken, dass sie nahezu ausschließlich sich selbst beurteilen. ‚Heilung' im Sinne von Foersters verlangt nicht selten, sich von einer ‚Helfermafia' zu befreien: Ihren Anfang nahm die Inklusionsdiskussion in den frühen 90er-Jahren. Die Erklärung über die Inklusion als wichtigstes Ziel der internatio-

nalen Bildungspolitik war das Hauptergebnis der UNESCO-Konferenz 1994 in Salamanca. Was war eigentlich an der klassischen Heil-, Sonder-, Behinderten- und Rehabilitationspädagogik auszusetzen? Diese Frage prägt seitdem viele Veröffentlichungen zum Für und Wider von Inklusion. Letztendlich haben wir es mit einer Kränkung eines Selbstverständnisses zu tun – nämlich des Selbstverständnisses von Helfenden. Die gut gemeinte Hilfe in Sondereinrichtungen wurde plötzlich selbst verdächtigt, Ursache von Behinderungen zu sein. Udo Sierck und Nati Radtke (1989) prägten in den 80er-Jahren den Begriff der „Wohltätermafia". In Abwandlungen findet sich dieser Begriff in vielen Veröffentlichungen wieder. Ein Beispiel ist das Buch „Im Netz der Pflegemafia" (Fussek & Schober 2009). Das Phänomen der ‚Helfermafia' wurde in verschiedenen historischen Etappen in unterschiedlichen Professionen demaskiert und zwang Helfende, ihre gut gemeinte, aber realiter destruktive Rolle zu reflektieren und zu verändern. Dafür führt Foucault ein sehr treffendes historisches Beispiel aus den Anfängen der Institutionalisierung von Kliniken an:

„Der Arzt im Krankenhaus, der von Bett zu Bett ging, war eine der treibenden Kräfte der Ansteckung. Pasteur fügte den Ärzten eine tiefe narzißtische Kränkung zu, die sie ihm lange Zeit nicht verziehen haben - diese Hände des Arztes, die den Körper des Kranken abtasten, befühlen, überprüfen sollten, diese Hände, die die Krankheit entdecken, sie an den Tag bringen, sie zeigen sollten,(..) sie hat Pasteur als Trägerinnen des Bösen bezeichnet. (..) Plötzlich treten der Körper des Arztes und die Einpferchung im Krankenhaus als Produzenten der Realität der Krankheit in Erscheinung" (Foucault 1980: 71).

TR: Das Sexualitätsdispositiv ebnete mit der Pathologisierung gleichgeschlechtlichen Begehrens den rechtlichen Boden für menschenrechtswidrige Zwangstherapien und chirurgische Eingriffe. Heute sind Eingriffe zur ‚Heilung' der ‚Krankheit Homosexualität' wie die transorbitale Lobotomie, bei der Nerven, die vom Stirnlappen zum Zentrum des Gehirns verlaufen, ambulant durchtrennt werden (Gerste 2005), undenkbar; dagegen ist aber die geschlechtsangleichende Operation und zweigeschlechtliche Zurichtung intergeschlechtlicher Säuglinge und Kinder gängige Praxis (Brinkmann, Schweizer & Richter-Appelt 2007). Auch wenn zwischen den Zielen der Bewegungen trans* und inter*geschlechtlicher Menschen Spannungen und Unterschiede bestehen, stellen doch beide oftmals den Grundsatz in Frage, nach dem um jeden Preis „ein natürlicher Dimorphismus hergestellt werden muss" (Butler 2009: 18). Beide richten sich gegen Formen ungewollt erzwungener Geschlechtszuordnung und verlangen größere Selbstbestimmung.

Der Behindertenbewegung ist die Kritik an gesellschaftlicher Erwartung und ärztlicher Verschreibung zur Therapie von Beginn an immanent. Michael Wunder schrieb zur Hoch-Zeit der sogenannten ‚Krüppelbewegung': „Die Gleichsetzung von Behinderung mit Krankheit und therapiewürdig ist heute auch ins Alltagsbewußtsein übergegangen und ersetzt das alte Euthanasie-

Denken“ (Wunder 1982: 74). Mit der ‚Neurodiversitätsbewegung‘ entstand 1998 eine soziale Bewegung, die eine Anerkennung und Wahrung neuronaler Besonderheiten wie bspw. Dyspraxie, Dyslexie, Dyskalkulie, AD(H)S, Autismus und Tourette-Syndrom zum Ziel hat (National Symposium on Neurodiversity at Syracuse University 2014). Auf die biologistische Geringschätzung von Personen, die unter den Bedingungen dieser neuronalen Besonderheiten leben, kann nicht allein mit soziologischen Argumenten reagiert werden. Die Neurodiversitätsbewegung muss sich auf die biologische Ebene einlassen, auch wenn sie vom Sozialen als führenden Einfluss ausgeht, denn:

„Neurodiversität beinhaltet die Anerkennung der menschlichen Vielfalt funktionierender Nervensysteme als gleichberechtigte Lebensformen, die neurotypische Variante natürlich eingeschlossen“ (Zimpel 2016: 100).

Judy Singer, die Initiatorin der Bewegung, stilisiert neuronale Vielfalt deshalb konsequent zum politischen Kampfbegriff neben ‚Klasse‘, ‚Gender‘ und ‚Rasse‘ (Singer 1998: 11). Auch die Neurodiversitätsbewegung setzt sich für eine Entpathologisierung von Diversität und damit für die Dekonstruktion von Normalität und Verschiedenheit ein; in den letzten Jahren insbesondere durch eine Auseinandersetzung mit ABA (Applied Behavior Analysis), einer Verhaltenstherapie für Autist*innen, deren Kern „zeitintensive Kontrollen des Verhaltens der autistischen Kinder, eine Durchführung vor allem durch die Eltern [...] in den Räumlichkeiten der Familie“ sei (Knauerhase, Schweigert, Zalucky & Bormann 2015). Das Programm setze auf Konditionierung und Umerziehung und bringe „sicher schneller sichtbare Erfolge, die allerdings auf Kosten der autistischen Persönlichkeit und Bedürfnisse erkauft werden“ (ebd.). „Es wäre dringend nötig, endlich die Frage zu stellen, ob es nicht mehr schadet als nutzt, Autist*innen jahrelang jede eigene, natürliche Entwicklung zu verweigern und sie mit pawlowsch anmutenden Methoden zu konditionieren“ (Eckenfels 2014). Die Verhaltenstherapie ABA teilt demnach Zielsetzung und Folge der transorbitalen Lobotomie: Normalisierung durch Unterbindung unerwünschten Verhaltens mit dem Preis eines massiven Eingriffs in die Persönlichkeit der betroffenen Person.

Was eine scheinbar harmlose Form der Verhaltenstherapie mit der viel invasiveren Lobotomie verbindet, ist vor allem die ihr zugrundeliegende Diskriminierung. In beiden Fällen rechtfertigt die Diskriminierung mehr oder weniger drastische Maßnahmen zur Anpassung von Personen an Normen, auch wenn der Preis am Ende eine Beschädigung oder Auslöschung des Persönlichen ist: „Die Gesellschaft hat mit der Diskriminierung das soziale Mordinstrument entdeckt, mit dem man Menschen ohne Blutvergießen umbringen kann“ (Arendt 1986: 7).

Eckenfels erklärt, dass ABA auch die Unterbindung von erwünschtem autistischem Verhalten nach sich zöge. „[D]ie Geringschätzung von Neurodiversität [ist] geradezu paradox. Vielen erfolgreichen Forschern oder

Computergenies werden autistische Züge nachgesagt. (...) Autistisches Denken ist gut für die Gesellschaft“ (Eckenfels 2014). Soziale Bewegungen wie die Krüppelbewegung oder die Neurodiversitätsbewegung verbindet mit queeren Bewegungen neben der Normalisierungskritik und der daraus resultierenden Kritik an der Pathologisierung eine Dekonstruktion herrschender Normalitätsvorstellungen, die die Anerkennung einer neuronalen, psychischen, sozialen und körperlichen Vielfalt ermöglicht.

1.2. Zu Relationalität und Aufeinander-Verwiesensein von Subjekten

Die Kameraperspektive auf die Außenwelt ist vorrangig aus der Höhe des Blicks von Sunaura Taylor gewählt – die Kamera fährt scheinbar im Tempo und in der Höhe des Rollstuhls an Wänden und Hauseingängen entlang. Wie zufällig tauchen im Bild wiederholt weitere gehbehinderte Menschen auf und auch die immer wieder ins Bild gesetzten Gehwegabsenkungen unterstreichen Taylors anfängliche Aussage, dass die Barrierearmut in San Francisco für motorisch beeinträchtigte Menschen ermöglicht, ein selbstverständlicher Bestandteil des öffentlichen Lebens zu sein. Im weiteren Gesprächsverlauf wird das grundlegende Angewiesensein von Menschen aufeinander zum Thema – etwa wenn Sunaura Taylor anführt, dass es für sie eine Form des politischen Protests darstellt, im Coffeeshop Hilfe einzufordern, um ihren Kaffee trinken zu können: Die Bitte verweise darauf, dass alle Menschen auf Unterstützung angewiesen seien, wenngleich der Bedarf an Unterstützung negativ angesehen sei.

Wie eine Art Höhepunkt des Films mutet schließlich die gemeinsame Einkehr in einen Second-Hand Shop an, in dem Sunaura Taylor ein warmes Kleidungsstück kaufen möchte: Ruhig beobachtet die Kamera, wie sie von Judith Butler achtsam dabei unterstützt wird, einen roten Pullover mit Pailletten anzuziehen und dabei in der Auswahl des auffälligen Kleidungsstücks bestärkt wird. Das zuvor artikulierte Einfordern von Hilfe wird hier performativ aufgeführt und gleichzeitig humorvoll gerahmt, wenn Taylor das mediale in Szene setzen ihrer prominenten Gesprächspartnerin beim Shopping im Second-Hand Shop kommentiert „That could be a new show: Shopping with Judith Butler!“ Butler erwidert darauf mit einem Blick über die Schulter „For the queer Eye!“. Die Kommentierungen unterstreichen einerseits eine Atmosphäre des Ein/Verständnisses und verweisen andererseits auf das für ein philosophisches Gespräch vielleicht unkonventionelle Setting.

BK: Die Passage, in der Butler auf Taylors Beschreibung ihres Wunsches nach Unterstützung beim Anreichen der Tasse im Coffeeshop antwortet:
„Mit deinen Fragen nach Hilfe stellst du die Illusion der Souveränität/Autonomie in Frage“ kann als Anspielung auf eine Konzeption von Sub-

jektivität und Sozialität verstanden werden, die Subjekte nicht als autonome entwirft. So sieht Butler in ihren theoretischen Überlegungen Subjektivität und Handlungsfähigkeit nicht in der Individualität von Subjekten begründet, sondern in der konstitutiven Abhängigkeit von anderen und in der damit zusammenhängenden Verletzbarkeit als conditio humana (vgl. Butler 2001: 12; Meißner 2015: 4; Tervooren 2002).

Butlers Subjekte sind in ambivalente Verhältnisse verstrickt: Sie sind einerseits abhängig von anderen Menschen und sozialen Normen und verleugnen diese Abhängigkeit zugunsten einer gewünschten Souveränität (vgl. Butler 2001: 19f.). Butler entwerfe, so Hanna Meißner in einem aktuellen Aufsatz zum Kritikpotenzial des Konzepts ‚Ableism', eine Gegenerzählung zu einer auf Individualität und Souveränität beruhenden Gesellschaft: Die Prämisse einer auf Unverletzbarkeit basierenden Autonomie als Bedingung selbstbestimmter Handlungsfähigkeit erscheine als „historischer Skandal" (Meißner 2015: 5), denn eine auf Unverletzbarkeit beruhende Autonomie als Bedingung selbstbestimmter Handlungsfähigkeit sei das Privileg einer kleinen Gruppe. ‚Befähigung', so Meißner im Rekurs auf Butler, werde in Beziehungen hervorgebracht, sie kann somit auch nicht Individuen zugerechnet werden, sondern entstehe in Relationen (ebd.).

TR: Taylor illustriert mit ihrem Protest im Coffeeshop, dass die einseitige Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit ein Dispositiv der Macht ist. Dies könnte man auch auf Praktiken an staatlichen Schulen in Deutschland übertragen, an denen mithilfe von Diagnoseverfahren vor Schulbeginn Hilfsbedarfe festgestellt werden. Hilfe wird nicht der Person gewährt, die sie im Moment der Hilfsbedürftigkeit einfordert (wie z.B. Sunaura Taylor im Coffeeshop), sondern einer exklusiven Personengruppe durch eigens für diesen Zweck professionalisierte Helfer paternalistisch eingeräumt.

Insbesondere die Diagnose ‚Förderbedarf im Bereich geistige Entwicklung' wird von vielen Kindern und deren Angehörigen als Stigmatisierung empfunden. Zimpel schreibt von der „Paradoxie, dass man Menschen durch Verbesonderung helfen will, ihre Defizite zu überwinden, aber auf der Metaebene Fakten schafft, um sie als defizitäre Persönlichkeiten abzustempeln" (Zimpel 2014: 21). Diese Paradoxie, die einen großen Einfluss auf Schulalltag, Schulabschluss und damit dem Werdegang konkreter Schüler*innen ausübt, wird sozialtechnisch als ‚Ettikettierungs-Ressourcen-Dilemma' zwar benannt (vgl. Wocken: 1996), aber nicht als Problem der einseitigen Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit, also eines Dispositivs der Macht, verstanden.

1.3. Was kann und darf ein Körper tun?

*„I think gender and disabilty converge in a whole lot of different ways" stellt Judith Butler dann fest. Ein gemeinsamer Bezugspunkt beider Bewegungen sei der Körper und in Anlehnung an Deleuze insbesondere die Frage „Was kann ein Körper tun?" Auch wenn diese Frage das Können fokussiere, seien doch Bewegungen auch Normen unterworfen. Eine zentrale Schnittstelle zwischen Queer und Disability Studies liege, so Butler, in einem veränderten Nachdenken über Körper und körperliche Tätigkeiten, die Menschen schließlich konstituieren. Das Gehen selbst (das wir als Zuschauer*innen ja sehen können) wird zum Gegenstand, wenn Butler den Gedanken anführt, dass Gewalt gegen Menschen, die Männlichkeits- und Weiblichkeitsidealen nicht entsprechen, nicht selten durch ihre Art zu gehen oder durch die Art des Einsetzens bestimmter Körperteile ausgelöst werde – wozu Menschen z.B. ihren Mund oder Anus benutzen (lassen) würden. Der zu Beginn des Films schon artikulierte Gedanke, dass Körperteile und Bewegungen Normen unterworfen sind, wird hier mit eindrücklichen Beispielen konkretisiert, die zeigen, wie solche sozialen Normen in Diskriminierung und Gewalt münden können: Butler führt die Geschichte eines Jugendlichen an, der wegen seiner als ‚schwul' oder ‚feminin' interpretierten Art zu gehen ermordet wurde und Sunaura Taylor erzählt von abwertenden Kommentierungen ihrer Art als Kind zu gehen. Der von Butler geäußerten Folgerung, dass Spaziergänge nicht ungefährlich sind, weil Menschen aufgrund ihrer Sichtbarkeit dabei verletzbar sein können, (wenn diese solchen Normen nicht entspricht,) folgen Aufnahmen anderer Menschen, die scheinbar entspannt unterwegs sind in der sommerlich anmutenden Stadt, in der Palmen die Straßen säumen. Der Kurzfilm schließt mit Bildern von Taylor und Butler, die nun nicht mehr aus der Nähe, sondern von der anderen Straßenseite aufgenommen sind. Sukzessive mischen sie sich wieder in die bewegte Menge von Autos, Menschen und Straßenverkehr in der Stadt.*

BK: In den Queer und Disability Studies sind neben Handlungsmöglichkeiten von geanderten Subjekten auch Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung von Körpern und Bewegungen von zentraler Bedeutung. Während sich die Queer Studies und die dafür zentrale Kritik an Heteronormativität auf die Macht von Geschlechternormen und auf Verwerfungen sexueller und geschlechtlicher Existenzweisen konzentrieren, bilden Variationen ausgeschlossener Körper, die als behindert etikettiert werden, das Forschungsfeld der Disability Studies (vgl. Raab 2007: 138; Tervooren 2002).

Normen regulieren nicht allein, inwiefern Menschen vollständige oder eingeschränkte Anerkennung zukommt, sondern belegen auch Körperteile mit bestimmten Interpretationen und Verhaltenscodizes. Es gibt keine Referenz auf eine Anatomie, die nicht kulturelle Vorannahmen beinhaltet und Konsequenzen zeitigt: Bezüge auf Körper beinhalten normative Vorstellun-

gen (und materialisieren sich) (vgl. Redecker 2011: 68). So verweist etwa die „heterosexuelle Matrix“ (Butler 1991: 63) exemplarisch auf eine historisch und kulturell bedingte symbolisch-diskursive Machtformation, die durch Geschlechternormen die Konstruktion und Wahrnehmung von Geschlecht(sidentität), Körpern und Begehren formt, aber nicht gänzlich determiniert. Geschlecht wird mit Butler als eine immer schon interdependente Kategorie verstanden, denn Geschlecht ist konstitutiv mit Sexualität und Begehren und auch mit der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit verknüpft (vgl. Butler 1997: 43f.). Geschlechternormen bilden in diesem Verständnis Grenzen in Bezug darauf, welche geschlechtlichen und sexuellen Positionen als anerkennbare gelebt werden können, verleihen aber gleichzeitig der Performativität von Geschlecht den Antrieb und können Veränderungen initiieren (ebd.: 139). Dies lässt sich auch auf Behinderungen übertragen: So kommunizieren Butler und Taylor in der vorausgehenden Szene etwa darüber, dass es ein Tabu zu sein scheint, den Kaffeebecher mit dem Mund durch den Coffeeshop zu tragen, obwohl es Taylor ein Handeln ermöglichen würde, das sie unabhängig von der Unterstützung anderer macht. Butler führt am Beispiel des ermordeten Jugendlichen aus, wie es für männlich klassifizierte Personen zum Nachteil werden kann, mit einem ausgeprägten Hüftschwung zu gehen und deshalb u. U. als schwul wahrgenommen und angegriffen zu werden.

Wann aber verstoßen Bewegungen und der Gebrauch von Körperteilen so sehr gegen Erwartungen, dass dies als soziale Störung interpretiert und ggf. sanktioniert wird? Störungen treten nach Gugutzer und Schneider (2007: 41) dann auf, wenn Erwartungshaltungen bezogen auf Körpernormen enttäuscht werden, und zwar bezogen auf sowohl körperliche Erscheinungen wie auch auf Handlungen. Wenn sich der „Körpereigensinn“ (ebd.: 43), also das vorreflexive gleichwohl sinnhaft Agierende des Körpers, den herrschenden Normalitätsrahmen gänzlich entzieht, werden „Normalitätsrahmen“ (ebd.: 44) entweder so in Frage gestellt, dass Personen sanktioniert werden oder aber in Form der interpretierten Abweichung bestätigt, indem Personen z. B. als ‚behindert‘, ‚schwul‘ oder ‚lesbisch‘ etikettiert werden. Aus der Perspektive der Queer und Disability Studies interessiert, welche Körperpraktiken die Differenz zwischen Norm/Abweichung bestätigen und/oder verschieben könnten.

AZ: Die Sicht auf den menschlichen Körper als Universum von Möglichkeiten, die eine Person im Laufe ihres Lebens nicht einmal annähernd auszuschöpfen vermag, wurde im 20. Jahrhundert weitestgehend verdrängt. Die sozialdarwinistische Perspektive betont einseitig die Potenziale der Anpassung und Fortpflanzung. Alle anderen Potenziale des Körpers laufen Gefahr, ignoriert, diffamiert oder problematisiert zu werden. Das zentrale Dispositiv der Macht in der Behindertenpädagogik ist der sozialdarwinistische Begriff der Anpassung. Auch wenn er in Diskursen meist nur noch maskiert auftritt,

verrät er seine Anwesenheit in allen Bestrebungen der Normalisierung oder Kategorisierung über die Gaussche Normalverteilung.

Was wir als höheren Grad der Anpassung an die Umwelt werten, ist meist aber sehr subjektiv; der historische Prozess der Entstehung der Arten ist für den Biologen und Philosophen Maturana keine Geschichte des Wettbewerbs, sondern die Geschichte eines natürlichen Driftens: lebende Systeme folgen einem Pfad, auf dem für ihre Anpassung hinreichend gesorgt ist. Weder Wettbewerb noch Verbesserung sind das Wesen des Lebens. Immer wenn der ‚Tanz der Moleküle' Leben gewährleistet, ist der Organismus vollkommen (Zimpel 2010: 161; Maturana 2002). Warum diese moderne Sicht auf den Körper so wichtig ist, lässt sich mit Foucault wie folgt begründen: „Ich sage, dass der Anschluss der Leute an die Kultur nicht aufhören darf und so polymorph als möglich sein soll. Es sollte nicht einerseits jene Bildung geben, die man erfährt, und andererseits jene Information, der man ausgeliefert ist" (Foucault 1977: 21).

Einerseits ist unser Alltag voll von absurden Erwartungen und Erwartungs-Erwartungen, die mit den Geschlechtschromosomen XX und XY in Verbindung gebracht werden. Andererseits wird bestimmten Personen mit 47 Chromosomen (zum Beispiel der Trisomie 21) schon vor ihrer Geburt eine geistige Beeinträchtigung bescheinigt. Inwieweit handelt es sich hier um selbsterfüllende Prophezeiungen, die eher Dispositiven der Macht Rechnung tragen als den tatsächlichen Potenzialen von konkreten Personen?

Der von Foucault geforderte polymorphe Zugang zur Kultur setzt voraus, dass Diversität als Bereicherung verstanden wird. Selbst die Biologie des Menschen ist viel reicher als soziale Erwartungsmuster suggerieren: Es gibt beispielsweise Männer, die unfruchtbar sind, weil auf ihrem Y-Chromosom ein kleiner Teil fehlt, Frauen mit nur einem X-Chromosom und unzählige weitere Möglichkeiten. Trotzdem müssen sich alle Menschen in eine der zwei Kategorien einordnen lassen.

Auch für Menschen mit Trisomie 21 ist die Forderung eines polymorphen Zugangs zur Kultur gerechtfertigt – nur eben in anderen Formen, als ihn die abgesenkten Bordsteine im Film illustrieren. Bisher ging man davon aus, dass Personen mit Trisomie 21 sich an der Gesamtgestalt orientieren und Details übersehen. Unsere experimentellen Befunde an 1.294 Personen mit Trisomie 21 belegen dagegen eine Einengung des Aufmerksamkeitsumfangs auf weniger als vier Einheiten (Chunks) zur selben Zeit. Diese Ergebnisse sprechen dafür, dass der anschauungsgebundene, kleinschrittige und Abstraktionen vermeidende Unterricht an Förderschulen den neuropsychologischen Besonderheiten von Menschen mit einer Trisomie 21 nur wenig Rechnung tragen kann (Zimpel 2016: 208–209).

2. Implikationen für Inklusion

Foucault (1977: 17f.) charakterisiert die Universität als „Drehscheibe“ für eine Masse von Leuten, die sich um das, was existiert und was existieren könnte, sorgen, die sich um einen geschärften Sinn fürs Wirkliche bemühen, ohne jemals vor ihm zur Ruhe zu kommen. Daran haben auch sozialtechnische Reformen, die auf Anpassung an „ökonomische Zwänge“ drängen, nichts Wesentliches ändern können. Welche besondere Verantwortung erwächst daraus für erziehungswissenschaftliche Fakultäten? Gerade weil in keiner anderen Fakultät der Bildungsalltag so eng mit seinem Lehr- und Forschungsgegenstand verknüpft ist, gibt es hier ideale Möglichkeitsräume, um neue Formen der selbstbewussten Befreiung von Normalisierungs- und Selektionsmechanismen zu erproben, in denen zu gewährleisten ist, „dass das Recht auf Wissen nicht einem Lebensalter und bestimmten Kategorien von Individuen vorbehalten sein darf, sondern dass man es ohne Stillstand und in vielfältigen Formen muss ausüben können" (ebd.: 20).

Inklusion an Schulen bleibt Stückwerk, solange der Mut fehlt, die Aufgaben von Bildung und Unterricht neu zu definieren:

„Es war eine Hauptfunktion des Unterrichts, die Bildung des einzelnen mit der Bestimmung seines Platzes in der Gesellschaft zu verbinden. Heute müsste man den Unterricht so gestalten, dass er dem Einzelnen ermöglicht, sich nach eigenem Ermessen so zu verändern, was aber nur unter der Bedingung möglich ist, dass die Lehre eine 'permanent' angebotene Möglichkeit ist“ (ebd.: 20f.).

Verbindet man ein Verständnis von Inklusion, das diese im Sinne einer Utopie als Ermöglichung eines Anderswerdens im Zuge sozialen Lernens begreift, mit unseren Gedanken zu dem Film, lassen sich vor allem drei Interventionen für schulpädagogisches Handeln ableiten:

- *Barrierefreiheit* müsste als eine umfassende *symbolische* und *architektonische* verstanden werden: Das bedeutet, dass die in Lehr-Lernarrangements und Architekturen eingelassenen Körper- und Verhaltensnormen umfassend zu reflektieren wären. Inwiefern werden also in Lehr-Lernarrangements (Materialien, Medien, Sozialformen, Unterrichtsmethoden) und Architektur (Toiletten, Umkleideräume, Klassenzimmer, Flure, Türen) Zweigeschlechtlichkeit und körperlich-geistige Leistungsfähigkeit vorausgesetzt? Welche Ein- und Ausschlussmechanismen zeitigen solche Arrangements? Inwiefern werden LGBTQ*I Schüler*innen oder Eltern, Neurodiversität und körperlich(-geistig) beeinträchtige Schüler*innen im Unterricht mitgedacht und bezogen auf Unterrichtsinhalte und Kommunikation als Teil gesellschaftlicher Normalität einbezogen?

- *Befähigung entsteht in Verhältnissen*: In Abgrenzung von einem Verständnis sozialer Inklusion, das nach Meißner auf einer eigenverantwortlichen Individualität, die in wesentlichen Aspekten durch kapitalismusspezifische Dynamiken geprägt ist, beruht, wäre Befähigung und ihr Gegenstück ‚Behinderung' nicht einzelnen Individuen zuzurechnen, sondern als Effekt von Beziehungen und Befähigungsdispositiven zu verstehen (vgl. Meißner 2015: 5). Etikettierungen (als z. B. die ‚lernbehinderte' Schüler*in, der ‚schwule' Schüler) individualisieren Effekte schulischer Normalitätskonstruktionen und Bewertungen und führen immer auch zur Exklusion (vgl. Fritzsche 2015); denn dadurch werden bestimmte Schüler*innen als andere hervorgebracht, die einer besonderen Behandlung und/oder Fürsorge bedürfen. Dies impliziert, dass Inklusion vor allem auf Kooperation, sozialem Lernen und gegenseitiger Fürsorge beruhen müsste, wobei ein wichtiges Ziel wäre, die Angst vor Angewiesenheit und Verletzbarkeit zu verlernen (vgl. Meißner 2015).
- *Selbstbestimmung* wird mit diesen Gedanken nicht negiert, jedoch erst im Kontext einer sozialen Welt, die die Ausübung der jeweiligen Handlungsfähigkeit ermöglicht, zu einem plausiblen Begriff. Handlungsfähigkeit hängt somit mit einer Kritik und Veränderung des Verständnisses des Sozialen und andererseits mit sozialen Kontexten zusammen, die es erlauben, Kritik zu denken und zu artikulieren (vgl. Butler 2009: 19). Für eine inklusive Schule impliziert dies, auch Schüler*innenpartizipation und demokratische Kommunikationskulturen zu ermöglichen.

3. Literatur

Arendt, Hannah (1986): Wir Flüchtlinge. In: Arendt, Hannah/Knott, Marie Luise/Geisel Eike (Hrsg.): Zur Zeit. Politische Essays. Berlin: Rotbuch Verlag, S. 7-21.

Bailes, Cindy/Searls, Susan/Slobodzian, Jean/Staton, Jana (1986): It's Your Turn Now! Using Dialogue Journals with Deaf Students. Pre-College Programs. Washington/DC: Gallaudet University.

Brinkmann, Lisa/Schweizer, Katinka/Richter-Appelt, Hertha (2007): Geschlechtsidentität und psychische Belastungen von erwachsenen Personen mit Intersexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung 20, 2, S. 129–144. https://www.thieme-connect.com/products/ejournals/pdf/10.1055/s-2007-960698.pdf?update=true [Zugriff: 15.02.2016].

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Degele, Nina (2005): Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies. In: Freiburger FrauenStudien 17, S. 15-39.
Eckenfels, Mela (2014): Meinung: Empathie statt Eugenik! http://www.spektrum.de/news/meinung-empathie-statt-eugenik/1295945 [Zugriff: 14.02.2016].
Focks, Petra (2014): Lebenswelten von intergeschlechtlichen, transgeschlechtlichen und genderqueeren Jugendlichen aus Menschenrechtsperspektive. http://www.meingeschlecht.de/MeinGeschlecht/wp-content/uploads/Focks_Lebenswelten_Expertinneninterviews-_2014.pdf [Zugriff: 14.02.2016].
Foerster, Heinz von/Pörksen, Bernhard (1998): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker. 2. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer.
Foucault, Michel (1980): Macht-Wissen. In: Basaglia, Franco (Hrsg.): Befreiungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt/Main: Europäische Verlagsanstalt.
Foucault, Michel (1977): Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch. Berlin: Merve.
Foucault, Michel (1978): Diapositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
Fritzsche, Bettina (2015): Inklusion als Exklusion. Differenzproduktionen im Rahmen eines schulischen Anerkennungsgeschehens. In: Tervooren, Anja/Engel, Nicolas/Göhlich, Michael/Miethe, Ingrid/Reh, Sabine (Hrsg.): Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern. Bielefeld: Transcript, S. 329-345.
Fuchs, Wiebke/Ghattas, Dan C./Reinert, Deborah/Widmann, Charlotte (2012): Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in Nordrhein-Westfalen. Köln: LSVD Nordrhein-Westfalen e. V. http://www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie_NRW.pdf [Zugriff: 14.02.2016].
Fussek, Claus/Schober, Gottlob (2009): Im Netz der Pflegemafia. Wie mit menschenunwürdiger Pflege Geschäfte gemacht werden. München: Bertelsmann.
Gerste, Ronald D. (2005): Frontale Lobotomie, eine Methode, die das Leben vieler Patienten zerstört hat. In: ÄrzteZeitung. http://www.aerztezeitung.de/extras/druckansicht/?sid=367155&pid=371327 [Zugriff: 14.02.2016].
Gugutzer, Robert/Schneider, Werner (2007): Der ‚behinderte' Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung. In: Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Bielefeld: transcript, S. 31-51.

Hark, Sabine (2009): Queer Studies. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hrsg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. 2. Aufl. Köln: Böhlau, S. 309-327.

Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und trans*Jugendlicher. Opladen: Budrich, Barbara.

Kluwin, Thomas N./Blumenthal Kelly, Arlene (1991): The Effectiveness of Dialogue Journal Writing in Improving the Writing Skills of Young Deaf Writers. In: American Annals of the Deaf 136, 3, S. 284–291.

Knauerhase, Aleksander/Schweigert, Beatrix/Zalucky, Michael/Bormann, Grit (2015): Offener Brief an das EU Parlament. https://quergedachtes.wordpress.com/2015/10/02/offener-brief-an-das-eu-parlament/ [Zugriff: 14.02.2016].

König, Karl (1989): Die ersten drei Jahre des Kindes. Stuttgart: Verl. Freies Geistesleben.

Maturana, Humberto (2002): Emociones y Lenguaje en Educación y Política. Santiago de Chile.

McRuer, Robert (2003): Desiring disabiliy: queer theory meets disability studies. Durham N.C: Duke University Press.

McRuer, Robert/Mollow, Anna (Hrsg.) (2012): Sex and Disability. Durham & London: Duke University Press.

Meißner, Hannah (2015): Studies in Ableism – Für ein Vorstellungsvermögen jenseits des individuellen autonomen Subjekts. In: Inklusion online, 2015/2.

National Symposium on Neurodiversity at Syracuse University (2014): What is Neurodiversity? https://neurodiversitysymposium.wordpress.com/what-is-neurodiversity/ [Zugriff: 14.02.2016].

Raab, Heike (2007): Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Bielefeld: transcript, S. 127-148.

Redecker, Eva (2011): Zur Aktualität von Judith Butler. Einleitung in ihr Werk. Aktuelle und klassische Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ricken, Norbert (2005): „Freude aus Verunsicherung ziehn – wer hat uns das denn beigebracht!“ (Christa Wolf). Über den Zusammenhang von Negativität und Macht. In: Zeitschrift für Pädagogik 51, Beiheft 49, S. 106–120.

Sierck, Udo/Radtke, Nati (1989): Die Wohltäter-Mafia. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung. 5., erw. Neuaufl. Frankfurt: Mabuse.

Singer, Judy (1998): Odd People In. The Birth of Community Amongst People on the "Autistic Spectrum". Sydney: University of Technology.
Tervooren, Anja (2002): Der verletzliche Körper als Grundlage einer pädagogischen Anthropologie. In: Heilpädagogik online 01/02, S. 28-43.
Taylor, Astra (2008): Examined Life. Film. Berlin: absolut Medien GmbH.
Tremain, Shelley (2000): Queering Disabled Sexuality Studies. In: Sexuality and Disability 18, 4, S. 291–299.
Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Fritzsche, Bettina/Hackmann, Kristina/Hartmann, Jutta/Klesse, Christian/Wagenknecht, Peter (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17-34.
Waldschmidt, Anne (2005): Disability Studies: individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: Psychologie und Gesellschaftskritik 29, 1, S. 9–31.
Waldschmidt, Anne (2007): Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In: Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Bielefeld: transcript, S. 55-77.
Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (2007a): Disability Studies und Soziologie der Behinderung. Kultursoziologische Grenzgänge – eine Einführung. In: Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Bielefeld: transcript, S. 9-28.
Waldschmidt, Anne/Schneider, Werner (Hrsg.) (2007b): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Disability Studies, Band 1. Bielefeld: transcript.
Wocken, Hans (1996): Sonderpädagogischer Förderbedarf als systemischer Begriff. In: Sonderpädagogik 34, 1, S. 34–38.
Wunder, Michael (1982): Wider die Therapiesucht! In: Wunder, Michael/Sierck, Udo (Hrsg.): Sie nennen es Fürsorge. Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand. Mit Beiträgen vom Gesundheitstag Hamburg 1981. Berlin: Verlagsgesellschaft Gesundheit, S. 73-76.
Zimpel, André F. (1995): Die unterschiedliche Rolle der Intellektuellen in Ost- und Westdeutschland. In: fib e.V. (Hrsg.): Leben auf eigene Gefahr?! Geistig Behinderte auf dem Weg in ein selbstbestimmtes Leben. München: AG-SPAK-Bücher, S. 287-320.
Zimpel, André F. (2010): Zwischen Neurobiologie und Bildung. Individuelle Förderung über biologische Grenzen hinaus. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Zimpel, André F. (2014): Einander helfen. Der Weg zur inklusiven Lernkultur. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Zimpel, André F. (2016): Trisomie 21. Was wir von Menschen mit Down-Syndrom lernen können. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.